

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

DIE AMERBACH-KORRESPONDENZ

Am 20. Juni waren es 400 Jahre her, daß der Basler Jurist und Humanist Bonifacius Amerbach gestorben ist.

Am 26. Januar 1960 ist *Alfred Hartmann*, der Herausgeber der Amerbach-Korrespondenz, im Alter von 77 Jahren gestorben. Eine große Zahl von Fachgenossen und Freunden der Kulturgeschichte in aller Welt hat die Nachricht vom Tode des Basler Gelehrten mit Bestürzung und Trauer aufgenommen.

Das Werk, 1932 in Angriff genommen, hatte schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes im Kriegsjahr 1942 den ungeteilten Beifall der Fachwelt gefunden. Von Lucien Febvre, dem großen Kenner des 16. Jahrhunderts, war es begeistert begrüßt worden als eine Quellenpublikation, die künftig jedem Gelehrten, der sich mit dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation beschäftigt, unentbehrlich sein werde. Der Wunsch Febvres, dem ersten Band möchte noch eine stattliche Reihe weiterer Bände folgen, ist bis heute nur zum Teil in Erfüllung gegangen. Immerhin ist es nicht zu bezweifeln, daß die Amerbach-Korrespondenz, so weit sie in Hartmanns Edition hat erscheinen können, tatsächlich ein unentbehrliches Werk geworden ist, ohne dessen Hilfe man sich die Erforschung der Geistesgeschichte des frühen 16. Jahrhunderts kaum mehr vorstellen kann.

Die ersten beiden Bände (1942/1943) sind in den «Schweizer Monatsheften» bereits angezeigt worden (Juli-Nummer 1944). Sie enthalten die Briefe aus der Zeit Johann Amerbachs (1481—1513) sowie die Korrespondenz des Bonifacius aus seinen Jugendjahren (1514—1524). Seither ist der Umfang des Werks auf fünf Bände angestiegen¹.

Der 1947 erschienene dritte Band zeigt Bonifacius Amerbach in den Jahren 1525 bis 1530 als Professor der Rechte an der Universität Basel, als Anfänger in der Prozeßführung, als eifriger Mittelsmann zwischen den Basler Druckern und auswärtigen Gelehrten,

endlich auch als jungen Ehegatten und Familienvater. Seine Stellung ist äußerlich gefestigt. Deutlich wird aber in zahlreichen Dokumenten schon dieses Bandes die innere Bedrohung der scheinbar sicheren Lebenssituation sichtbar: sie entsteht aus dem Konflikt, in den der Humanist Amerbach durch die in Basel seit dem Frühjahr 1529 allein geduldete Lehre Oekolampads gestürzt wurde. Der Band vereinigt annähernd 700 Briefe. Als häufigste Adressaten erscheinen die Juristen Andrea Alciato, Claudio Cantiuncula, Jean Montaigne und Ulrich Zasius, daneben Erasmus, Caspar von Capal und Jacopo Sadoletto. Im Anhang findet sich der Abdruck des Konzepts zu einer Rede aus dem Jahre 1524, in welcher sich Amerbach mit der Bedeutung der mittelalterlichen Glossatoren der römischen Rechtsbücher für die Wissenschaft und insbesondere für die Schulung der angehenden Juristen auseinandersetzt.

Der vierte Band (1953) enthält etwas über 500 Briefe von und an Amerbach aus den Jahren 1531—1536. Mit Recht bemerkt Hartmann in seinem Vorwort, daß diese Jahre zu den bedeutendsten im Leben des Humanisten gehörten. Der Rat übertrug ihm in dieser Zeit das Amt des Stadtkonsulenten, von der Universität wurde ihm die Führung in allen akademischen Angelegenheiten eingeräumt, wodurch sein Ansehen bedeutend zunahm. Unter den zahlreichen Korrespondenten steht in diesen Jahren Erasmus von Rotterdam an erster Stelle. Neben Alciato, Montaigne und Zasius treten neue Freunde recht häufig in den Vordergrund: so der Friese Viglius van Zwichem, der nach Studien in Avignon und Padua und einem kurzen Aufenthalt in Basel bischöflicher Offizial in Münster in Westfalen wurde und als Jurist zu hohem Ansehen kam, ferner der Portugiese Damianus de Goes, der zuerst Handelsagent in Antwerpen gewesen war und sich

dann dem Rechtsstudium zuwandte. Darüber hinaus finden sich viele Briefe von Verwandten und Freunden aus Basel, Freiburg im Breisgau, Deutschland, Holland, Italien und Frankreich. In ihrem Inhalt zeigen alle diese Dokumente eine große Reichhaltigkeit: juristische Fragen und theologische Probleme werden erörtert, der Buchdruck oder die Universität treten ins Zentrum des Gesprächs, politische Ereignisse werden sichtbar, man erhält auch Einblick ins Privatleben der gelehrtene Briefschreiber, besonders natürlich in dasjenige der Familie Amerbach selbst. Deutlich kommt Bonifacius' religiöse Haltung in ihrer geistigen Selbständigkeit zum Ausdruck. Man wird Zeuge seiner Weigerung, am reformierten Abendmahl teilzunehmen, man verfolgt die Episode, wie er aufs Rathaus zitiert wurde und dort seinen Standpunkt zu verteidigen hatte. In der Frage des Abendmahls trat er einmal sogar auf der Suche nach Rat mit Luther selbst in Verbindung. Mehrmals wurde der Wegzug der Familie aus Basel geplant. Anderseits aber lag Amerbach das Wohl der Vaterstadt und ihrer Hohen Schule offensichtlich doch zu sehr am Herzen, denn im Frühjahr 1532 lehnte er eine Berufung an die Universität Dôle ab. Von besonderem Interesse ist es, zu verfolgen, wie Amerbach und seine Freunde sich über die Neuerscheinungen gelehrter Literatur fortlaufend gegenseitig orientieren. In einmaliger Deutlichkeit kommt in diesen Briefen die Bedeutung der damaligen Basler Buchdruckereien und Verlagsunternehmen zum Ausdruck. Von besonderem Interesse sind auch hier wiederum einige im Anhang abgedruckte Dokumente: in eindrucksvoller Weise tritt die religiöse Überzeugung Amerbachs aus seinem Schreiben an den Rat vom Mai 1531 und aus seinem Glaubensbekenntnis vom Jahre 1534 hervor. Einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse gewährt das Inventar über den Nachlaß des Bruders Basilius und die Erbteilung vom 24. April 1535, während sein Schreiben an den Basler Rat vom 25. September 1535, in welchem er die große Bedeutung des Theologen Simon Grynaeus hervorhebt, die Sorge des Rektors um den guten Ruf der Universität in den Vordergrund treten läßt.

Im fünften Band (1958) wird die Korrespondenz Amerbachs aus den Jahren 1537 bis 1543 veröffentlicht. Ihr Umfang erstreckt sich wiederum auf etwa 500 Briefe. Mehr als bisher tritt Bonifacius in dieser Periode seines Lebens als praktischer Jurist in Erscheinung, der sowohl dem Basler Rat als auch auswärtigen Gemeinwesen, Korporationen und privaten Fragestellern unermüdlich Gutachten abgibt und Auskünfte erteilt. Daneben tritt auch hier wiederum aus zahlreichen Studentenbriefen und Korrespondenzen über neue Bücher, Publikationspläne, Ankäufe, Druckprivilegien usw. der Bildungs- und Forschungsenthusiasmus der Zeit eindrucksvoll und anschaulich in den Vordergrund.

Besonders erwähnenswert sind die in deutscher Sprache geführten Korrespondenzen. In ihren persönlichen Zeugnissen tritt der Geist des 16. Jahrhunderts dem Leser womöglich noch unmittelbarer gegenüber als in den lateinischen Briefen, die fast immer noch etwas vom formell-eleganten Charakter rhetorischer Übungen an sich haben. Zunennen wären etwa die Briefe des Augsburger Patriziers Johann Paumgartner, der als überzeugter Erasmianer seinen Söhnen nichts besseres schenken zu können glaubt als die Werke des Rotterdammers und deshalb um ihre Zusendung bittet. Amerbach soll sie ihm in je drei Exemplaren besorgen und in «drei besondere feßlin einschlagen lassen». In rührender Einseitigkeit glaubt dieser süddeutsche Ratsherr an die Möglichkeit, die konfessionellen Parteien durch eifrige Verbreitung des erasmianischen Gedankengutes wieder zu versöhnen und zu vereinigen.

Eine ganz andere Haltung spricht aus dem Brief des streng altgläubig gebliebenen ehemaligen Basler Karthäusers Colman Ryß, der es nicht fassen kann, daß Amerbach schließlich doch zum neuen Glauben übergetreten ist und nun beschwörend, aber gleichzeitig kraftlos und am Untergang der eigenen traditionsverbundenen Welt zweifelnd, auf das ewige Verderben der Ketzer hinweist. Einmalig dürfte auch das Zeugnis grundsätzlicher innerer Wandlung durch das Erlebnis der Lehre Luthers sein, das der Konstanzer Musikmeister Sixt Dietrich

Amerbach gegenüber ablegt: «Mein allerliebster her vnd bruder, ich hab mich gantz vngewendt vnd verkert: ich trinck nicht mer so fast, spil nichs, gang nicht müßig, sonder pfleg meiner music für vnd für, darzu mich dan got berüfft hat, componier fast, hab newlich hundert vnd zwelf hymnos gemacht.» Ehrlichkeit und berechtigter Künstlerstolz, gleichzeitig aber auch respektvolle Zuneigung zu Amerbach sprechen aus Dietrichs Worten, wenn er weiterfährt: «Die (Hymnen) gehörend gen Wittemburg, hab sy schon überschickt; würdt mir wol bezalt. Ich acht, sy werden getruckt; so wil ich euch auch ein exemplar schicken. Wollte gott, ich sollte ain tag oder zwen bey euch sein, daß ich mich gnug mit euch ersprachet.»

Ebenso unmittelbar, wenn auch in ganz anderem Ton sprechen den heutigen Leser die vielen Familienbriefe an. Häuslicher Kleinkram kommt hier zur Sprache, Besorgnis einer teilnahmsvollen Tante über die Erziehung und das Aufwachsen der Amerbach-Kinder, Einladungen, sie doch bald einmal zu besuchen, Bitten auswärtiger Verwandter um Übersendung von Tuch, Klagen über das Wetter, über Krankheit, Unwohlsein und hohe Preise, alles in hausbackener Ausführlichkeit, sicher nicht für die Nachwelt bestimmt, aber trotzdem dazu angetan, dieser die Vergangenheit lebendig und äußerst anschaulich zu machen.

Bonifacius selbst kommt hier verhältnismäßig selten zum Wort. Seine Persönlichkeit bleibt im Hintergrund und tritt nur gelegentlich hervor. Daran kann wohl nicht nur das Fehlen vieler seiner eigenen Briefes schuld sein. Man erhält das Gefühl, als ob er sich stets gescheut habe, zu viel Persönliches in seine schriftlichen Aussagen hineinzulegen. Um so klarer spiegelt sich sein Wesen zuweilen in den Briefen, die an ihn gerichtet werden: man sieht ihn mehr als einmal inmitten seiner Bibliothek stehen, «in seinem einzigen Vergnügen», wie sich ein Korrespondent ausdrückt; man erfährt mittelbar von seiner respektgebietenden Distanziertheit, aber auch von seiner Hilfsbereitschaft gegenüber ratsuchenden Studenten und jüngeren Gelehrten, die ihm empfohlen werden. Am deutlichsten wird seine Anteilnahme an den klei-

nen Dingen des Lebens in den Briefen an den Famulus Wytprecht Schießer, der das Haus hütete, als die Familie Amerbach während der Pestepidemie von 1538 in Neuenburg am Rhein weilte.

Die Editionsarbeit Alfred Hartmanns ist nicht nur durch alle Bände hindurch ein Meisterwerk der Textwiedergabe, sondern auch der Kommentierung. Wie schwierig das Entziffern der Originale sich auch für den Kenner immer wieder erweisen mußte, läßt sich bei der Betrachtung der zahlreichen Manuskript-Reproduktionen ermessen. Hier waren nicht nur paläographische Kenntnisse nötig, sondern es bedurfte der jahrelangen Erfahrung, der täglichen Übung und einer minutiösen Kleinarbeit, deren Schwierigkeiten sich der Außenstehende wohl nur teilweise vorstellen kann.

Und dann die Erläuterungen: sie dürften dem Erforscher des Humanismus, aber auch dem allgemein interessierten Leser mindestens so wertvoll sein wie die Brieftexte selbst. Kein Name wird genannt, ohne daß man im Kommentar seine Identifikation vorfände. Gleich verhält es sich mit allen in den Briefen vorkommenden Hinweisen und Anspielungen auf politische Ereignisse, neue Bücher, unbekannte Örtlichkeiten, Vorfälle in und außerhalb Basels etc. So entsteht eine riesige Sammlung von Material, persönliche Beziehungen werden beleuchtet, unbekannte Gelehrte treten aus der Vergessenheit in den Vordergrund der Erörterung, humanistische Schriften werden charakterisiert, Wortspiele erklärt — all dies nicht nur zum besseren Verständnis der betreffenden Quellenstücke, sondern auch zum allgemeinen Nutzen der Forschung. Die Erschließung dieser Fundgrube an historischer Erkenntnis wird erleichtert durch ausführlich angelegte Personen-, Orts- und Sachregister sowie durch Verzeichnisse der Briefschreiber und Adressaten. Wie viel die Fachwelt der unermüdlichen Arbeit und den Kenntnissen Hartmanns zu verdanken hat, ist in zahlreichen Nekrologen bei seinem Hinscheiden zum Ausdruck gekommen. Sein Werk ist in seiner Art von einzigartiger Bedeutung; würdig steht es neben der anderen großen Editionsleistung zur Erforschung des Humanismus, dem

«Opus Epistolarum Des. Erasmi Roterdamii», als dessen Herausgeber sich der Engländer P. S. Allen bleibende Verdienste erworben hat.

Es bleibt zu hoffen, daß das Lebenswerk Alfred Hartmanns gleich wie die Erasmus-Briefausgabe (deren Herausgeber das Ende der Arbeit ebenfalls nicht mehr erlebte) fähige und hingebungsvolle Fortsetzer finde, die das Unternehmen zum Abschluß führen. Mit erwartungsvoller Spannung wird ein

großer Kreis von Geschichtsfreunden den folgenden Bänden entgegensehen.

Hans Rudolf Guggisberg

¹ Die Amerbachkorrespondenz. Im Auftrag der Kommission für die Öffentliche Bibliothek der Universität Basel bearbeitet und herausgegeben von Alfred Hartmann, Bände 3, 4, 5. Verlag der Universitätsbibliothek, Basel 1947, 1953, 1958.

JOHAN BOJER

Ein nordischer Epiker

Wer kennt bei uns die Werke des norwegischen Erzählers Johan Bojer? Sicherlich nur eine geringe Anzahl anspruchsvoller Leser. Zu Unrecht. Denn Johan Bojer gehört zu den bedeutendsten nordischen Erzählern der letztvergangenen Jahrzehnte. Einer, der diesen Dichter schätzte und bewunderte, war Stefan Zweig, der übrigens für alle, die fernab vom literarischen Betrieb lebten, eine besondere Vorliebe hegte. Daher seine Zuneigung nicht nur zu Knut Hamsun, sondern auch zu dem um einige Jahre jüngeren Johan Bojer. Rühmlich äußerte sich über ihn auch Romain Rolland: «Er ist einer der Größten in der Kunst, über die Natur und das menschliche Gemüt des Nordens zu dichten und sie zu malen.»

Johan Bojer (1872—1959) kam als Sohn einer Magd in Orkedalsören bei Trondheim zur Welt und führte ein hartes, umgetriebenes Leben. Aufgewachsen bei Kätnersleuten, war er Hüterjunge auf den Almen und erhielt erst mit fünfzehn Jahren regelmäßigen Volkschulunterricht. Durch seinen Lehrer, der für Björnson und Ibsen schwärzte, hörte er zum erstenmal davon, daß es so etwas wie Dichtung und Literatur gäbe. Auf dem Hof eines Gutsbesitzers fand er einige Muße zu selbständiger Lektüre. Neben der politischen Zeitung las er mit wachem Geist die Bibel, das Buch der Bücher, das sein Dasein beeinflußte und später das strenge Ethos seines

dichterischen Werkes bewirkte. Schon begann der aufgeweckte Jüngling mit der Niederschrift von Psalmen; ja, er tat noch anderes: er hielt politische Reden an Blumen und Bäume.

Johan Bojer dürstet nach Wissen, und im Drang nach Weiterbildung tritt er in die Unteroffiziersschule von Trondheim ein. Dieser für einen Mann aus den untersten Volkschichten merkwürdig anmutende Schritt schlägt zu seinem Besten aus. Denn in Trondheim erlernt er neben der militärischen Ausbildung her durch einen Hotelpoortier nicht nur die englische Sprache, sondern er besucht auch Vorlesungen über europäische Kunst und Literatur. Und abermals etwas Bestimmendes: er hört hingerissen zwei Vorträge von Hermann Bang und Knut Hamsun. Jetzt steht es für den zwanzigjährigen Johan Bojer fest: er will Dichter werden. Aber wie ist denn das? Kann der Mensch etwas erzwingen, das ihm nicht in die Wiege gelegt worden ist? Der Entschluß, ein Dichter, womöglich ein sehr großer Dichter zu werden, ist leicht gefaßt, aber das Ziel steckt in nebelhafter Ferne. Der entflamme Johan Bojer verfolgt den schweren, verlockenden Weg mit zähem Willen. Ohne Barmittel, völlig auf sich selbst angewiesen, muß er noch auf Jahre hinaus bürgerliche Arbeit verrichten. Statt hinter Büchern zu sitzen, was ihm natürlich viel lieber wäre, versucht sich der

künftige Epiker in den verschiedensten Berufen, ähnlich wie Knut Hamsun. Nach dem Besuch eines Handelskurses betätigt er sich als Vertreter landwirtschaftlicher Maschinen, Lofotfischer, politischer Agent und Gott weiß was alles. Schließlich findet er Anstellung in einem größeren Trondheimer Kaufhaus.

Von dieser Stunde an lässt ihm die Fülle des Erlebten, die Fülle seiner Begegnungen und Beobachtungen keine Ruhe mehr. Sie drängt zum Licht und verlangt gebieterisch nach Gestaltung. Der junge Dichter bringt ganze Nächte über literarischen Plänen, er entwirft und verwirft, hat am Tage einen müden Kopf, lernt dazu noch Französisch und vernachlässigt seine Brotarbeit. Zweiundzwanzigjährig veröffentlicht Johan Bojer das Schauspiel *Eine Mutter* und im Jahr darauf, 1895, die Erzählung *Helga*. Die beiden Jugendwerke verraten bei zwar noch geringer Originalität doch schon natürlichen Tonfall und sicheren Stil. Durch den frühen Erfolg ermutigt, begibt er sich nach Kopenhagen, das er auch später immer wieder aufsucht, und von dort nach Paris, um die große Welt kennenzulernen. Das bescheidene Honorar seiner Erstlinge ist in der französischen Hauptstadt bald aufgezehrt. Aber das ficht ihn wenig an. Er schnallt den Gürtel enger, vagabundiert zu Fuß nach Amsterdam und fährt im offenen Segelboot nordwärts nach Kopenhagen. Dort hält er sich während des Winters als Korrespondent über Wasser, durchstöbert die königliche Bibliothek und taucht im Sommer 1896 ausgebrannt wieder in Trondheim auf.

Jetzt setzt der literarische Aufstieg ein, und Johan Bojer erklimmt Sprosse um Sprosse der Erfolgsleiter. Gleichsam aus dem Handgelenk schreibt er unter dem Titel *Ein Mann des Volkes* einen Roman aus dem norwegischen Bauernleben (1896). Er muss sein schmales Eigentum Stück um Stück veräußern, um sich das Reisegeld zur Verleger-suche in Oslo zu beschaffen. Das Glück ist ihm hold. Das Manuskript wird geprüft, gut befunden und sofort gedruckt. Das Buch dringt durch und wird, wie die meisten seiner späteren Werke, in viele Sprachen übertragen. Nach Björnson und Ibsen zählt nun das

kleine Norwegen zwei durchaus eigenständige große Epiker: Knut Hamsun und Johan Bojer, zu denen sich bald Olav Duun und Sigrid Undset gesellen — ein Sternbild von unerhörter Leuchtkraft. Johan Bojers erster Roman ist ein Angriff auf die Berufspolitiker und eine Verteidigung des kleinen Mannes; er stellt den Parteihader als eine fressende Krankheit dar, vor der die Menschen zu bloßen Marionetten herabsinken. «Ein Mann des Volkes» gibt sich, wie fast alle Schöpfungen Johan Bojers, als Familien- und Gesellschaftsroman.

Eine reiche Produktion an Romanen, Erzählungen, Novellen und Dramen füllt die nächsten Jahre aus. Johan Bojer erntet Erfolg um Erfolg, und siebenundzwanzigjährig heiratet der Sohn einer Magd, einstiger Hüterjunge und Unteroffiziersschüler die Tochter eines norwegischen Obersten. Er leidet keinen Mangel mehr. Die irdischen Glücksgüter, die er bisher nur vom Hörensagen kannte, strömen ihm in reichem Maße zu. Ein bewegtes Wanderleben hebt an. Er hält sich jahrelang in Frankreich und Italien, dann kürzere Zeit in Dänemark, England und Deutschland auf. Und bald erwirbt er in der Nähe von Oslo einen eigenen Landsitz. Er ist mit dem äußeren Leben am Ziel; nun bricht das innere um so ergiebiger auf.

Von ethischen Problemen ist auch der nächste Roman *Unser Reich* (1908) erfüllt. Ein junger Mensch, innerlich schwach und unsicher in seinem Gottesglauben, sucht durch einen Akt großartiger Philanthropie sich selbst zu betäuben; er entlässt die Knechte und Mägde seine Gutes und weist ihnen eigene Wohnungen auf brachliegendem Terrain an. Gewarnt vor dem lehmigen Boden, der bei einer Überschwemmung die Häuser und ihre Bewohner vernichten muß, beharrt er halsstarrig bei seinem Vorsatz. Das Buch endet mit einer furchtbaren Katastrophe, die auch den vermeintlichen Wohltäter in den Abgrund reißt. Was diesem Roman dichterische Bedeutung verleiht, sind die meisterlichen Naturschilderungen, die Treffsicherheit und Prägnanz der Charakteristik des nordischen Bauernvolkes in seinen verschiedenen Typen.

Eine noch höhere literarische Stufe er-

ringt Johan Bojer mit dem Roman *Der große Hunger* (1916), der autobiographische Züge und viel Selbsterlebtes enthält. Das Buch, dem die Romane *Leben* (1911) und *Der Mann mit den Masken* (1913) vorausgegangen sind, kreist um die Frage: Kann ein Mann aus eigener Kraft Herr seines Lebens werden? Der Leser wird bis gegen das Ende hin im Glauben gelassen: Jawohl, das liegt im Bereich der menschlichen Möglichkeiten. Aber Johan Bojer springt mit seinen Gestalten so eigenwillig um, daß man oft lange nicht merkt, was inneres Gesetz, was Schicksal oder Zufall ist. Er stattet den seltsamen, gewundenen Lebensweg seines Helden Peter Holm, uneheliches Kind einer verschollenen Mutter, so stark mit eigenen Erfahrungen aus, daß der Roman überzeugend darstellt, wie wenig es in der Dichtung auf den Stoff und die Motive, wie viel dagegen darauf ankommt, was einer daraus zu schaffen vermag. Der Roman «*Der große Hunger*» mutet mit seiner psychologischen Eindringlichkeit und seiner bildhaften Sprache so zeitlos an, als wäre er in unseren Tagen und nicht schon vor einem halben Jahrhundert verfaßt worden. Zwei Gesprächsstellen mögen dies bezeugen:

«Ein Fellah kann die ganze Nacht vor seiner Hütte sitzen, zu den Sternen aufschauen und träumen. Ein Großkaufmann in Wien aber diktiert Geschäftsbriefe im Auto, wenn er ins Theater fährt, und im Parkett schreibt er Telegramme. Eines schönen Tages wird er in seiner Loge sitzen, mit dem Geschäftstelephon am einen Ohr, während er mit dem andern die Oper hört. Das haben wir den technischen Wundern zu verdanken.»

Und die zweite Aussage über das nämliche Thema: «Kultur? Ein Rad erzeugt zehn neue Räder, surr surr — die zehn neuen Räder erzeugen abermals hundert Räder, surr surr surr, mehr Geschwindigkeit, mehr Konkurrenz — wozu? Kultur? Nein, Gold, mein Freund. Solange Westeuropa mit seinen technischen Wundern, mit seinem Christentum und seinen politischen Verbesserungsgesetzen keinen größeren Menschentyp hervorbringt als das Pack, das wir jetzt haben, solange sollten wir zu Hause bleiben

und unseren Mund halten. Ich glaube, daß Feuer und Stahl den Menschen nach und nach zum Tier machen. Die Maschine ertötet mehr und mehr von dem, was wir das Göttliche in uns nennen.»

Johan Bojers dritte und letzte Schaffensperiode, die zugleich sein Schaffenshöhepunkt ist, kennzeichnet sich durch die Romane *Dyrendal* (1919), *Die Lofotfischer* (1921) und *Die Auswanderer* (1924). Die erste dieser drei gewichtigen Prosaeschöpfungen, «*Dyrendal*», gestaltet die Tragödie eines kinderlosen Ehepaars, das von dem an Sohnesstatt adoptierten Neffen von Hof und Herd vertrieben wird. Der Roman «*Die Lofotfischer*», das bekannteste Werk unseres nordischen Dichters, greift auf die unverbrauchten Kräfte des norwegischen Volkstums zurück, dem der Mensch Johan Bojer seine Selbstsicherheit und der Erzähler seine erdnahen Fülle verdankt. Die Fischer hoch oben im Norden treten hier als Sinnbild eines unerschütterlichen, kühnen Lebenswillens auf den Plan; sie kämpfen als Gesamtheld mit den gewaltigen Wogen des Westmeeres, dem sie ihre Nahrung abzwingen; sie sind derb und draufgängerisch im äußeren Wesen, doch weich und scheu im Innern. Mit diesem fügenlos vernieteten Roman erhält das zähe Fischervolk sein eigentliches Epos.

Aus einem einzigen Guß ist auch Johan Bojers letzter großer Roman «*Die Auswanderer*» geprägt. Das Buch führt in die Fremde, in die Prärie von Nord-Dakota, in der sich norwegische Siedler, Männer und Frauen, in zäher Arbeit und unter harten Entbehrungen eine neue Heimat gründen, wobei sie immer wieder von der Sehnsucht nach der alten an den blauen Fjorden befallen werden.

Das Oeuvre Johan Bojers umspannt weite geographische Räume und denkbar größte Gegensätze im menschlichen Fühlen und Denken, Tun und Erleben. Es hüllt Unglück und Leid in eine Atmosphäre, in der sich alle Bitternis auflöst. Haß und Mißgunst beugen sich vor der Macht des Glaubens, und das gute menschliche Grundprinzip, oft auf unabsehbare Strecken vom Bösen verdunkelt, ringt sich immer wieder zum Lichte durch.

Otto Zinniker

IL SECONDO BREVIARIO DEI LAICI

Eine mächtige Überraschung bereitete uns Luigi Rusca vor drei Jahren mit seiner *Il breviario dei laici* betitelten vornehm ausgestatteten Anthologie beschaulicher und erbaulicher, zuweilen auch herzerfreuender Texte aus allen Zeiten und Zonen. Das reichhaltige Buch, welches dem Leser für jeden einzelnen Tag des Jahres, sogar für den eventuellen Schalttag, ein paar Seiten gehaltvoller Geisteslust spendete, fand in vielen Häusern dankbare Aufnahme, ja bald wurde der Herausgeber von seinen täglichen Lesern gebeten, dem ersten Band einen zweiten folgen zu lassen. So entschloß er sich denn nochmals zu emsigem Sammeln und Sichten, und mit Hilfe getreuer Mitarbeiter, besonders Übersetzer fremder Texte, brachte er das vorliegende «Zweite Laienbrevier» hervor, einen in gedämpft rotes Leder gehüllten Prachtsband von hohem Rang und von wahrhaft festlichem Gepräge¹.

Als einleitendes Motto dient eine weitherzige, «Katholiken und Orthodoxe» umfassende Äußerung Monsignore Roncallis, des gegenwärtigen Papstes, dem Abschiedsbrief entnommen, den er 1934 schrieb, da er die Nuntiatur in Sofia verlassen mußte. Und mottoartig tönt als Ausklang ein hochgemuteter Gedanke aus Clelia Franscini, der Tochter Stefanos, französischem, den Titel «Toujours plus haut» tragenden Tagebuch.

Die zirka dreihundertfünfzig auserwählten Autoren, teils Italiener, teils ausländische, auch außereuropäische Denker und Dichter — Inder, Chinesen, Araber —, sind alle verstorben, mit Ausnahme ganz weniger, wie Francesco Chiesa, Hermann Hesse, Albert Schweitzer. Nur etwa ihrer vierzig erschienen schon im fröhleren Band, alle andern beggnen dem Leser zum ersten Male: Buddha, Solon, Cicero, Leonardo, Berkeley, Goethe, Tolstoi, Proust... und Papini, Pasternak, Anne Frank. Sehr willkommen der «im dogmatischen Sinn des Wortes nicht gläubige» Benedetto Croce mit seiner ebenso großzügi-

gen wie feinfühligen Deutung von Jesu Verhalten gegenüber der Ehebrecherin und mit dem historisch fest fundierten Bekenntnis zur «größten Revolution, welche die Menschheit je geleistet, dem Christentum». Hierzulande freut man sich besonders auch an der Anwesenheit einiger Schweizer: Gottfried Keller, C. F. Meyer; Amiel, Ramuz; von Tessinern — außer Chiesa — Giuseppe Motta und Valerio Abbondio. Wiederum wird jeder Autor durch eine knappe, kluge Charakteristik eingeführt (nicht gerade aufs Wesentliche gezielt diejenige Gottfried Kellers), und nützliche Fußnoten erleichtern wiederum das Verständnis einzelner Textstellen. Nord- und südliches Gelände, Ost und West bieten sich uns dar in bunter Fülle an Überlegungen, Anregungen, Mahnungen, Verheißenungen. Neben erhabenen Besinnlichkeiten, neben inbrünstigen Gebeten finden sich winzige pädagogische Juwelen wie der Vierzeiler des Antonio Machado Ruiz (1875—1939): «Münze in der Hand, / vielleicht muß man sie bewahren. / Kleine kleine Münze der Seele, / man verliert sie, so man sie nicht verschenkt.»

Trotz mannigfachstem Reichtum kann ein solcher Sammelband niemals alle Wünsche erfüllen. Hier nur an Rusca die Frage, ob nicht, gewissermaßen als versöhnlichen Ausgleich zu Bernanos' (fesselnd formulierte) gegen Luthers Verselbständigung gerichtete Anklage, ein wuchtiger lutherscher Choral eingefügt werden sollte. Und außerdem die Bitte, für eine wohl baldige Neuauflage, wenn möglich, auch aus den Werken Pestalozzis, Gotthelfs, Jakob Burckhardts, Spitteler, Fritz Ernsts und Jungs dauerwertige Weisheit zu schöpfen.

Elsa Nerina Baragiola

¹ Il secondo breviario dei laici. Rizzoli, Mailand.